

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch
auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Bernhard Schlink
Sommerlügen
Geschichten

Diogenes

Umschlagillustration:
August Macke, ›Sitzender Akt mit Kissen‹, 1911

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2010
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1200/10/44/1
ISBN 978 3 257 06753 8

Die Reise nach Süden

I

Der Tag, an dem sie aufhörte, ihre Kinder zu lieben, war nicht anders als andere Tage. Als sie sich am nächsten Morgen fragte, was den Verlust der Liebe ausgelöst hatte, fand sie keine Antwort. Hatten ihre Rückenschmerzen sie besonders gequält? Hatte das Scheitern an einer einfachen häuslichen Aufgabe sie besonders gedemütigt? Hatte eine Auseinandersetzung mit dem Personal sie besonders gekränkt? So etwas Kleines musste es gewesen sein. Etwas Großes passierte in ihrem Leben nicht mehr.

Aber was es auch war, der Verlust war da. Sie hatte den Hörer abgenommen, um ihre Tochter anzurufen und ihren Geburtstag zu besprechen, die Gäste, den Ort, das Essen, und legte wieder auf. Sie wollte nicht mit ihrer Tochter sprechen. Sie wollte auch mit keinem anderen Kind sprechen. Sie wollte ihre Kinder nicht sehen, nicht an ihrem Geburtstag und nicht davor und nicht danach. Dann saß sie neben dem Telefon und wartete, dass die Lust zum Telefonieren sich einstellen würde. Aber sie stellte sich nicht ein. Als am Abend das Telefon klingelte, nahm sie nur ab, weil ihre Kinder sonst besorgt bei der Pforte angerufen und das Personal auf sie gehetzt hätten. Da log sie lieber gleich, sie könne nicht reden, sie habe Besuch.

Sie hatte nichts an ihren Kindern auszusetzen. Sie hatte es

gut mit ihnen. Auch die anderen Frauen im Stift sagten ihr, wie gut sie es mit ihnen habe. Wie wohlgeraten ihre Kinder seien: der eine Sohn ein hoher Richter und der andere ein Museumsdirektor, die eine Tochter mit einem Professor verheiratet und die andere mit einem bekannten Dirigenten! Wie aufmerksam sie sich um sie kümmerten! Sie kamen zu Besuch, ließen zwischen dem Besuch des einen und des anderen Kinds nicht zu viel Zeit verstreichen, blieben für ein oder zwei Nächte, holten sie manchmal für zwei oder drei Tage zu sich und brachten zum Geburtstag ihre Familien mit. Sie halfen ihr bei Steuererklärung, Versicherung und Beihilfe, begleiteten sie zum Arzt und beim Kauf von Brille und Hörgerät. Sie hatten ihre Familien, ihre Berufe, ihre Leben. Aber sie ließen ihre Mutter daran teilhaben.

So ging sie mit dem Gefühl einer Verstimmung ins Bett, wie man mit einer Magenverstimmung und Rennie oder dem Anflug einer Erkältung und Aspirin ins Bett geht, um am nächsten Morgen aufzuwachen, als sei nichts gewesen. Sie hatte kein Mittel gegen Liebesverstimmung, aber sie machte Tee, eine Mischung aus Kamille und Minze, und war gewiss, am nächsten Morgen werde alles wieder in Ordnung sein. Aber am nächsten Morgen war ihr die Vorstellung, ihre Kinder zu sehen oder am Telefon zu sprechen, so fremd wie am Abend davor.

Sie machte den Spaziergang, den sie jeden Morgen machte: vorbei an Schule und Post, Apotheke und Obstladen, durch die Siedlung zum Wald, am Hang bis zum Bierer Hof und wieder zurück. Die Strecke bot immer wieder den Blick in die Ebene, den sie liebte. Sie war eben und in einer Stunde zu bewältigen. Der Arzt hatte ihr gesagt, sie müsse jeden Tag mindestens eine Stunde laufen.

Der Regen der letzten Tage hatte nachts aufgehört, der Himmel war blau und die Luft frisch. Der Tag würde heiß werden. Sie hörte die Geräusche des Walds: den Wind in den Bäumen, Specht und Kuckuck, knackendes Geäst und raschelnde Blätter. Sie hielt nach Rehen und Hasen Ausschau; sie waren hier zahlreich und ohne Scheu. Sie hätte den Wald gerne gerochen; noch regennass und schon sonnenwarm roch er am besten. Aber sie konnte seit einigen Jahren nicht mehr riechen. Der Geruchssinn war eines Tages einfach ausgefallen, wie die Liebe zu den Kindern. Ein Virus, hatte der Arzt gesagt.

Mit dem Geruchssinn war auch der Geschmackssinn verlorengegangen. Essen hatte ihr nie viel bedeutet, und dass sie nicht mehr schmecken konnte, war nicht schlimm. Schlimm war, dass sie die Natur nicht mehr riechen konnte, nicht nur den Wald, auch die blühenden Obstbäume, die Blumen auf dem Balkon und in der Vase, den warmen und trockenen Straßenstaub, auf den die ersten Regentropfen fallen.

Außerdem empfand sie, nicht mehr riechen zu können, als Schmach. Dass man riechen kann, gehört einfach dazu. Wie Sehen und Hören und Laufen und Lesen und Schreiben

und Rechnen. Sie hatte immer funktioniert, und auf einmal funktionierte sie nicht mehr, nicht weil ihr etwas von außen zugestoßen wäre, sondern weil ihre Ausstattung versagt hatte. Dazu kam die Angst, sie würde stinken. Sie erinnerte sich an ihre Besuche bei ihrer Mutter im Altersheim. »Sie können nicht mehr riechen«, hatte ihre Mutter ihr erklärt, als sie eine Bemerkung über den Geruch der anderen Alten gemacht hatte. Stank sie jetzt auch so? Sie war auf peinliche Sauberkeit bedacht und benutzte ein Eau de Toilette, das ihre Enkelinnen mochten. »Wie gut du riechst, Großmutter!« Aber man weiß nie, und wenn man zu viel davon nimmt, stinkt man auch nach Eau de Toilette.

Außer ihrem Arzt wusste niemand, dass sie nicht mehr riechen und schmecken konnte. Sie lobte das Essen, wenn ihre Kinder sie ausführten, und roch an den Sträußen, die sie ihr mitbrachten. Wenn sie ihnen die Blüten auf dem Balkon zeigte, sagte sie: »Riecht mal, sie riechen wunderbar!«

So musste sie es auch mit der verlorenen Liebe halten. Zum Sehen und Hören und Riechen und Laufen und Lesen und Schreiben und Rechnen gehört auch, dass man seine Kinder und Enkel und Enkelinnen liebt. Sich dem Telefonieren verweigern, wie sie es gestern getan hatte – nein, das würde sie sich nicht noch einmal erlauben. Der Geburtstag würde normal gefeiert werden, und die Besuche würden normal weitergehen. Wieder kam eine Erinnerung hoch. Als sie ein kleines Mädchen war, hatte sie ihre Mutter, die einen Witwer mit zwei Kindern und schwierigen, fordernden Schwiegereltern, Schwägern und Schwägerinnen geheiratet hatte, gefragt, ob sie diese Verwandten der ersten Frau, um die sie sich kümmern musste, eigentlich liebe.

Ihre Mutter hatte gelächelt. »Ja, mein Liebes.«

»Aber ...«

»Liebe ist keine Sache des Gefühls, sondern des Willens.«

Sie hatte es über Jahre und Jahrzehnte geschafft und schaffte es nicht mehr. Wenn man nur richtig will, kann man aus einer Pflicht eine Neigung und aus einer Verantwortung eine Liebe machen. Aber sie hatte keine Verantwortung mehr für ihre Kinder, keine Pflichten gegenüber ihren Enkeln und Enkelinnen. Da war nichts, was sie zur Liebe hätte wollen können. Aber die Kinder, die so wohlgeraten waren, zu kränken und die anderen Frauen im Stift zu irritieren und sich selbst zu blamieren bestand kein Anlass.

Sie hatte ihren Spaziergang beschwingt begonnen. Die Leere, nachdem die Liebe zu den Kindern abhandengekommen war, hatte sie erschreckt, aber auch erleichtert. Sie war beschwingt, wie man mit hohem Fieber beschwingt sein kann oder nach langem Fasten – es ist ein Zustand, der behoben werden muss und doch wohltut. Als sie auf der Bank beim Bierer Hof saß, merkte sie, wie sie schwer und müde wurde und wieder auf die Erde kam.

Sollte sie den Geburtstag hier im Bierer Hof feiern? Als sie noch verheiratet war, waren ihr Mann und sie manchmal auf einen Spaziergang und einen Kaffee hierhergefahren. Es waren Stunden, die er sich vom Beruf und sie sich von den Kindern freinahm, um über das zu reden, worüber zu reden der Alltag keinen Raum ließ. Bis er eines Tages mit ihr hierherfuhr, um ihr zu beichten, dass er seit zwei Jahren mit seiner Assistentin schlief.

Seitdem war angebaut, umgebaut, verschönt worden. Der Hof, damals ärmlich, sah stattlich aus, und innen würde ge-

wiss auch nichts mehr an die Stube erinnern, in der ihr Mann ihr gegenüber saß und rumdruckte und für sein großes Herz, das zwei Frauen liebte, bemitleidet werden wollte. Die Erinnerung, die so lange weh getan hatte, tat nicht mehr weh. Auch jetzt fühlte sie nicht das Mitleid, das ihr Mann gesucht hatte, aber eine traurige Gleichgültigkeit gegenüber diesem Menschen, der sich's im Leben immer leichtgemacht und dabei gemeint hatte, er mache es sich schwer und kämpfe und ringe. Sie hätte sich die späten Jahre der Ehe gerne erspart. Aber er bestand darauf, bei ihr zu bleiben, bis das letzte Kind die Schule abschloss. Im letzten Jahr beendete er sogar die Affäre mit der Assistentin. Für beide Opfer von seiner Frau nicht gehörig belohnt, begann er die nächste Affäre mit der nächsten Assistentin.

Sie stand auf und machte sich auf den Heimweg. Ja, das Leben würde weitergehen, als sei nichts geschehen. Wenn sie aufhören könnte, für die anderen zu leben, um endlich ihr eigenes Leben zu leben! Aber dafür war sie nicht nur zu alt. Sie hatte keine Ahnung, was ihr eigenes Leben war. Endlich machen, woran sie Freude hatte? Die einzige Freude, die sie gelernt hatte, war, mit Liebe ihrer Verantwortung zu genügen und ihre Pflicht zu erfüllen. Dann gab es noch die Natur. Aber die konnte sie nicht mehr riechen.

3

Am Morgen ihres Geburtstags machte sie sich schön. Lila Strickkostüm, weiße Bluse mit weißer Stickerei und weißer Schleife, lila Schuhe. Die Friseurin, zu der sie sonst ging,

kam und legte das graue Haar in Locken. »Wenn ich ein älterer Herr wäre, würde ich Ihnen den Hof machen. Und wenn ich Ihre Enkelin wäre, würde ich Sie stolz meinen Freundinnen zeigen.«

Alle kamen. Die vier Kinder, die vier Schwiegerkinder und die dreizehn Enkelinnen und Enkel. Auf dem Weg zum Bierer Hof fanden die Söhne und Schwiegersöhne zusammen und die Töchter und Schwiegertöchter; die älteren Enkelinnen und Enkel trafen sich im Gespräch über Abitur und Studium und die jüngeren über Popmusik und Computerspiele. In jeder Gruppe lief sie eine Weile mit, zuerst freundlich begrüßt und dann freundlich übersehen, weil das Gespräch dahin zurückkehrte, wo sie es unterbrochen hatte. Es störte sie nicht. Aber während sie früher glücklich gewesen wäre, dass ihre Lieben sich über ihre verschiedenen Ehen und Familien hinweg so gut verstanden, wunderte sie sich jetzt, worüber sie redeten. Popmusik und Computerspiele? Welches Studium Reichtum verspricht? Ob man Botox versuchen soll? Wie man billig auf den Seychellen Ferien macht?

Der Aperitif wurde auf der Terrasse serviert, das Essen an einer langen Tafel im Nebenzimmer. Nach der Suppe hielt der Älteste eine Tischrede. Erinnerungen an die Zeit, als die Kinder klein waren, Bewunderung für den Erfolg, mit dem sie sich nach dem Auszug der Kinder in der Gemeinde engagiert hatte, Dank für die Liebe, mit der sie die Kinder und Enkel und Enkelinnen begleitet habe und begleite – ein bisschen trocken, aber gut gemeint und wohl gesprochen. Sie sah ihn vor sich, wie er eine Sitzung oder eine Beratung leitete. Ihr Mann, ihre Ehe, ihre Scheidung kamen nicht vor; es erinnerte sie an Fotografien aus der russischen Revolution,

die Stalin hatte retuschieren lassen und aus denen Trotzki verschwunden war. Als hätte es ihn nie gegeben.

»Denkt ihr, ich könnte nicht ertragen, wenn ihr euern Vater erwähnt? Ich wüsste nicht, dass ihr ihn und seine Frau trefft? Dass ihr seinen achtzigsten Geburtstag mit ihnen gefeiert habt? Ihr wart mit ihnen auf dem Bild in der Zeitung!«

»Du hast ihn, nachdem er ausgezogen ist, nie mehr erwähnt. Da dachten wir ...«

»Ihr dachtet? Warum habt ihr nicht gefragt?« Sie sah ihre Kinder prüfend an, eines nach dem anderen, und die Kinder sahen irritiert zurück. »Statt zu fragen, habt ihr gedacht. Ihr habt gedacht, wenn ich ihn nicht erwähne, bedeutet das, dass ich nicht ertrage, wenn ihr ihn erwähnt. Habt ihr gedacht, dass ich zusammenbrechen würde? Dass ich weinen oder schreien oder toben würde? Dass ich euch verbieten würde, ihn zu treffen? Dass ich euch vor die Wahl stellen würde: er oder ich?« Sie schüttelte den Kopf.

Wieder war es ihre jüngste Tochter, die redete. »Wir hatten Angst, du ...«

»Angst? Ihr hattet Angst vor mir? Ich bin so stark, dass ich euch Angst mache, und so schwach, dass ich nicht ertrage, wenn ihr euern Vater erwähnt? Das macht doch keinen Sinn!« Sie merkte, dass sie lauter und schärfer wurde. Jetzt sahen auch die Enkel und Enkelinnen sie irritiert an.

Der Älteste mischte sich ein. »Alles zu seiner Zeit. Jeder von uns hat seine Geschichte mit Vater, jeder von uns freut sich darauf, einmal in Ruhe mit dir über ihn zu reden. Aber jetzt wollen wir die Kellnerinnen nicht länger mit dem nächsten Gang warten lassen; ihr Programm gerät sonst durcheinander.«

»Das Programm der Kellnerinnen ...« Sie sah das Flehen im Gesicht ihrer jüngsten Tochter und sprach nicht weiter. Es fiel ihr nicht schwer, über dem Salat, dem Sauerbraten und der Mousse au Chocolat nichts zu sagen. Alle redeten, und sie hatte Mühe herauszuhören, was jemand neben ihr oder ihr gegenüber zu ihr sagte. So ging es ihr immer, wenn viele redeten; ihr Arzt hatte einen Namen dafür, Party-schwerhörigkeit, und die Auskunft, dass man nichts dagegen tun könne. Sie hatte gelernt, sich ihrem Gegenüber freundlich zuzuwenden, gelegentlich verständnisvoll zu lächeln oder zu nicken und zugleich über etwas anderes nachzudenken. Meistens merkte ihr Gegenüber nichts.

Vor dem Kaffee stand Charlotte auf, das jüngste Enkelkind, und schlug mit dem Löffel an das Glas, bis alle ihr zuhörten. Der Onkel habe eine Rede auf die Mutter gehalten, sie wolle eine auf die Großmutter halten. Alle, die sie da säßen, Enkel und Enkelinnen, hätten von der Großmutter lesen gelernt. Nicht Wörter und Sätze lesen, das hätte man ihnen in der Schule beigebracht, sondern Bücher lesen. Immer wenn sie bei ihr in Ferien gewesen seien, habe die Großmutter ihnen vorgelesen. Sie sei mit dem Buch bis zum Ende der Ferien nie fertig geworden, das Buch sei aber so spannend gewesen, dass sie selbst es hätten fertiglesen müssen. Bald nach Beginn der Schule habe Großmutter dann ein Päckchen mit einem weiteren Buch desselben Autors geschickt, das sie natürlich wieder lesen mussten. »Das war so schön, dass wir Opi und Anni überredet haben, es auch so zu machen. Vielen Dank, Großmutter, dass du uns zu Lesern gemacht und uns die Freude an Büchern gebracht hast!«

Alle klatschten, Charlotte kam mit dem Glas um den

Tisch. »Auf viele, viele Jahre, Großmutter!« Sie stieß mit ihr an und gab ihr einen Kuss.

In den Moment der Stille, als Charlotte zu ihrem Platz zurückging und ehe die Gespräche wiederaufgenommen wurden, fragte sie: »Wer ist Anni?« Sie fragte es, obwohl sie wusste, dass es die zweite Frau ihres ehemaligen Manns sein musste und dass ihre Frage die anderen verlegen machen würde.

»Anna ist Vaters Frau. Die Kinder haben aus Opa Opi und dann auch gleich aus Anna Anni gemacht.« Der Älteste sagte es sachlich und ruhig.

»Vaters Frau? Du meinst nicht mich – meinst du Vaters zweite Frau? Oder gibt es schon eine dritte?« Sie wusste, dass sie schwierig war. Sie wollte es nicht sein, konnte aber nicht aufhören.

»Ja, Anna ist Vaters zweite Frau.«

»Anni«, sie betonte das I ironisch, »Anni. Vermutlich muss ich dankbar sein, dass ihr nicht Granny zu ihr sagt und sie zur zweiten Großmutter macht. Oder nennt ihr sie manchmal Granny?« Als niemand antwortete, fragte sie nach. »Charlotte, wie ist das, sagst du zu Anni manchmal Granny?«

»Nein, Großmutter, wir sagen zu Anni nur Anni.«

»Wie ist sie so, die Anni, zu der ihr nicht Granny sagt?«

Ihre Jüngste mischte sich ein. »Können wir damit nicht bitte aufhören?«

»Wir? Nein, weil wir damit nicht angefangen haben, können wir damit auch nicht aufhören. Ich habe damit angefangen.« Sie stand auf. »Ich kann damit auch aufhören. Ich lege mich ein bisschen hin – holt ihr mich in zwei Stunden mit dem Auto zum Tee?«

Sie lehnte die Angebote, sie zu begleiten, ab und ging alleine. Was war aus ihren guten Vorsätzen geworden? Immerhin war sie aufgestanden und gegangen. Sie hätte lieber weitergemacht – ob sie ihre Kinder dazu gebracht hätte, außer sich zu geraten? Den Richter dazu, die Stimme zu erheben und mit dem Fuß aufzustampfen? Den Museumsdirektor, Geschirr auf den Boden oder an die Wand zu werfen? Die Töchter, sie nicht mehr flehentlich, sondern hasserfüllt anzusehen?

Als sie vom ältesten Enkelkind abgeholt wurde, wollte sie niemanden mehr irritieren und provozieren. Ferdinand erzählte auf der kurzen Fahrt vom Examen, das er in wenigen Wochen ablegen musste. Sie hatte ihn immer besonders ausgeglichen gefunden. Jetzt gestand sie sich ein, dass er besonders langweilig war. Sie war müde.

Am Tag nach dem Fest wurde sie krank. Kein Schnupfen oder Husten, keine Magenschmerzen oder Verdauungsprobleme. Sie hatte einfach hohes Fieber, gegen das weder fiebersenkende Mittel noch Antibiotika halfen. »Ein Virus«, sagte der Arzt und zuckte die Schultern. Aber er rief den ältesten Sohn an, der seine zweite Tochter schickte, die sich ihrer annehmen sollte. Emilia war achtzehn und wartete auf ihren Studienplatz in Medizin.

Emilia wechselte die Bettwäsche, rieb Rücken und Arme mit Franzbranntwein ein und machte kalte Wickel um die Waden. Sie brachte morgens frischgepressten Orangensaft, mittags frischgeriebenen Apfel, abends Rotwein, in den sie ein Eigelb geschlagen hatte, und immer wieder Pfefferminz-

oder Kamillentee. Mehrmals am Tag lüftete sie, mehrmals am Tag bestand sie auf ein paar Schritten durchs Zimmer und über den Gang. Einmal am Tag ließ sie ein Bad einlaufen, hob sie auf und trug sie hin. Emilia war ein kräftiges Mädchen.

Es dauerte fünf Tage, bis das Fieber zu sinken begann. Sie wollte nicht sterben. Aber sie war so müde, dass ihr gleichgültig war, ob sie leben oder sterben, gesund werden oder krank bleiben würde. Vielleicht wollte sie sogar lieber krank bleiben als gesund werden. Sie liebte das fiebrige Dämmern, zu dem sie aufwachte und aus dem sie in den Schlaf glitt und das alles dämpfte, was sie sah und hörte. Mehr noch, es verwandelte das sich Wiegen des Baums vor dem Fenster in den Tanz einer Fee und den Gesang der Amsel in den Ruf einer Zauberin. Zugleich liebte sie die Intensität, mit der sie die Hitze des Badewassers und die Kühle des Franzbranntweins auf ihrer Haut spürte. Sogar den Frost, der sie in den ersten Tagen ein paar Mal schüttelte, mochte sie; er ließ sie nur noch nach Wärme verlangen und nichts mehr sonst denken oder fühlen. Ah, und wenn ihr dann tatsächlich warm wurde!

Sie wurde wieder jung. Die Fieberbilder und -träume waren die Fieberbilder und -träume ihrer Kindheit. Mit der Fee und der Zauberin kamen Fetzen der Märchen, die sie geliebt hatte: *Schneeweißchen und Rosenrot*, *Brüderchen und Schwesterchen*, *Allerleirauh*, *Aschenputtel*, *Dornröschen*. Als der Wind durch das offene Fenster wehte, kam ihr die Königsjungfer in den Sinn, die dem Wind gebieten konnte: »Weh, weh, Windchen, nimm Kürdchen sein Hütchen« – weiter wusste sie nicht. Als sie jung war, fuhr sie gut Ski; in einem Traum glitt sie einen weißen Hang hinab, hob ab und

schwebte über Wälder und Täler und Dörfer. In einem anderen Traum musste sie jemanden treffen, wusste nicht, wen und wo, nur dass es bei Vollmond war und wie das Lied begann, an dem sie einander erkennen sollten; beim Aufwachen war ihr, als habe sie den Traum schon einmal geträumt, als sie das erste Mal verliebt war, und sie erinnerte sich an die ersten Takte eines alten Schlaglers. Die Melodie begleitete sie den ganzen Tag. Einmal träumte sie, sie sei auf einem Ball und tanze mit einem Mann, dem ein Arm fehlte, der sie mit dem anderen aber so sicher und so leicht führte, dass sie die Beine nicht bewegen musste; sie wollten in den Morgen tanzen, aber ehe der Morgen im Traum graute, wachte sie im wirklichen Morgengrauen auf.

Oft saß Emilia am Bett und hielt ihre Hand. Wie geborgen, wie leicht ihre Hand sich in den kräftigen Händen des kräftigen Mädchens fühlte! Die Dankbarkeit dafür, dass sie so gehalten, gepflegt und versorgt wurde, dass sie schwach sein durfte, dass sie nichts sagen und nichts tun musste, trieb sie zu Tränen. Weinte sie, konnte sie lange nicht aufhören; aus den Tränen der Dankbarkeit wurden Tränen der Trauer um das, was im Leben nicht geworden war, wie es hätte werden sollen, und Tränen der Einsamkeit. Es tat ihr wohl, von Emilia gehalten zu werden. Zugleich war sie so einsam, als wäre Emilia nicht da.

Als es ihr wieder besserging und die Kinder sie besuchten, eines nach dem anderen, war es ebenso. Die Kinder waren da, aber sie war so einsam, als wären sie nicht da. Das ist das Ende der Liebe, dachte sie. Mit dem anderen so einsam sein, als wäre man ohne ihn.

Emilia blieb, machte zuerst kleinere und dann größere

Spaziergänge mit ihr, begleitete sie zum Mittagessen ins Restaurant des Stifts und sah abends mit ihr fern. Sie war immer um sie.

»Musst du nicht studieren? Oder Geld verdienen?«

»Ich hatte einen Job. Aber deine Kinder haben beschlossen, dass ich den Job sausen lasse und mich um dich kümmerge, und zahlen mir, was ich anders verdient hätte. War kein guter Job, ist nicht schade um ihn.«

»Wie lange geht deine Stelle bei mir?«

Emilia lachte. »Bis deine Kinder den Eindruck haben, dir geht's wieder gut.«

»Aber wenn ich davor schon merke, dass es mir wieder gutgeht?«

»Ich dachte, du freust dich, dass ich hier bin.«

»Ich mag nicht, wenn andere besser wissen als ich, wie es mir geht und was ich brauche.«

Emilia nickte. »Das verstehe ich.«

5

Könnte sie Emilia rausekeln? Die Kinder würden es als Zeichen nehmen, dass sie immer noch krank war, wie sie sich ihr Verhalten am Geburtstag damit erklärt hatten, dass ihre Krankheit ausgebrochen war. Könnte sie Emilia bestechen, die Kinder von ihrer Genesung zu überzeugen?

»Nein«, lachte Emilia, »wie soll ich den Eltern erklären, dass ich plötzlich Geld habe? Wenn ich es ihnen nicht erzähle und tue, als hätte ich es nicht, muss ich wieder arbeiten.«

Am Abend versuchte sie es noch mal. »Könnte ich dir das Geld nicht geschenkt haben?«

»Du hast noch nie einem von uns etwas geschenkt, das du nicht allen anderen auch geschenkt hast. Als wir klein waren, hast du nicht einmal einen Ausflug mit einem von uns gemacht, den du nicht mit allen anderen über die nächsten zwei, drei Jahre auch gemacht hast.«

»Das war ein bisschen übertrieben.«

»Vater sagt immer, ohne dich wäre er nicht Richter geworden.«

»Trotzdem war es ein bisschen übertrieben. Darfst du mit mir eine Reise machen? Eine Reise, damit es mir bessergeht?«

Emilia schaute zweifelnd. »Du meinst, eine Kur?«

»Ich möchte raus. Die Wohnung fühlt sich wie ein Gefängnis an und du dich wie die Wärterin. Tut mir leid, aber es ist so und wäre so, selbst wenn du eine Heilige wärst.« Sie lächelte. »Nein, es ist so, obwohl du eine Heilige bist. Ohne dich hätte ich es nicht geschafft.«

»Wohin willst du?«

»Nach Süden.«

»Ich kann Vater und Mutter doch nicht sagen, dass ich mit dir nach Süden fahre! Wir brauchen ein Ziel und eine Route und Stationen, und sie müssen wissen, wo sie die Polizei anrufen und nach uns suchen lassen können, wenn wir uns nicht melden. Wie willst du eigentlich reisen? Mit dem Auto? Das werden die Eltern nie erlauben. Vielleicht wenn ich fahren würde, aber nicht, wenn du fährst. Als du noch gesund warst, haben sie schon überlegt, die Polizei anzurufen, damit du vorgeladen wirst, geprüft wirst, durchfällst und nicht mehr fahren darfst. Jetzt, wo du krank bist ...«

Sie hörte ihrer Enkelin erstaunt zu. Wie ängstlich das kräftige Mädchen war, wie fixiert auf die Eltern. Was für ein Ziel, was für eine Route, was für Stationen sollte sie angeben? »Genügt nicht, wenn wir am Morgen sagen, wo wir am Abend sind? Wenn wir morgen früh sagen, dass wir morgen Abend in Zürich sind?«

Sie wollte nicht nach Zürich. Sie wollte auch nicht nach Süden. Sie wollte in die Stadt, in der sie Ende der vierziger Jahre zu studieren begonnen hatte. Ja, die Stadt lag im Süden. Aber sie war nicht der Süden. Im Frühjahr und Herbst sah sie viel Regen und im Winter Schnee. Nur im Sommer war sie betörend schön.

So hatte sie die Stadt jedenfalls vor ihrem inneren Auge. Seit dem Studium war sie nicht mehr dort gewesen. Weil es sich nicht ergeben hatte? Weil sie sich gescheut hatte? Weil sie die Erinnerung an den letzten Sommer nicht entzaubern wollte, den Sommer mit dem Studenten, dem ein Arm fehlte und mit dem sie damals auf dem Medizinerball und jetzt im Fiebertraum getanzt hatte? Er trug einen dunklen Anzug, hatte den linken Ärmel in die linke Tasche gesteckt, führte sie sicher und leicht mit der Rechten und war der beste Tänzer, mit dem sie an dem Abend tanzte. Außerdem war er unterhaltsam, erzählte vom Verlust seines Arms mit fünfzehn durch eine Bombe, als sei's ein Witz, und von den Philosophen, die er studierte, als seien es schrullige Freunde.

Oder war sie nicht mehr dort gewesen, weil sie nicht an den Schmerz des Abschieds erinnert werden wollte? Er hatte sie nach dem Ball nach Hause gebracht und unter der Tür geküsst, und sie hatten sich gleich am nächsten Tag und danach an jedem Tag wiedergesehen, bis er plötzlich abreiste.

Es war September, die meisten Studenten hatten die Stadt verlassen, sie war seinetwegen geblieben und hatte ihren Eltern, die sie zu Hause erwarteten, etwas von einem Praktikum vorgeschwindelt. Sie brachte ihn an den Zug, und er versprach, zu schreiben, zu telefonieren und bald wieder zurück zu sein. Aber er ließ nichts mehr von sich hören.

Emilia telefonierte auf dem Balkon mit den Eltern. Danach berichtete sie, die Eltern seien einverstanden, erwarteten aber einen Anruf am Morgen, einen am Mittag und einen am Abend. »Ich trage die Verantwortung, Großmutter, und ich hoffe, du machst es mir nicht zu schwer.«

»Du meinst, ich soll nicht weglaufen? Mich nicht betrinken? Mich nicht mit fremden Männern einlassen?«

»Du weißt schon, was ich meine, Großmutter.«

Nein, ich weiß es nicht – aber sie sagte es nicht.